

Alexander Gruber  
Kunst in der Stadt:

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

sitzen Sie gut? Sitzen Sie sicher und bequem? –  
Verzeihen Sie die leicht ungehörige Frage!

Ich stelle sie, denn es könnte sein, dass wir während meiner folgenden Ausführungen ein wenig aus der Balance geraten. Ich fürchte nämlich, dass sie nicht immer bequem sein werden. Dabei habe ich den Eindruck eines schönen Gleichgewichts hier und heute Abend: Kunst wird an der Universität Osnabrück nicht bloß akademisch betrachtet und reflektiert, sie wird auch ausgeübt in einem, wenn ich richtig sehe, praktischen und produktiven Meister-Schüler-Verhältnis von Lehrenden und Lernenden. Und an den Ergebnissen kann jeder Besucher teilhaben.

Im Gleichgewicht damit steht auch das Verhältnis zur Kulturstiftung Hartwig Piepenbrock, deren Förderpreise 2004 heute Abend bekannt gegeben werden.

Und da will ich unbequem werden? – Vielleicht. Jedenfalls möchte ich augenblicksweise eine andere Perspektive einnehmen, denn dass wir es bei Kunst und Kultur mit einen Problembereich zu tun haben, der sich aus unserem alltäglichen Leben bis in die Politik erstreckt, und umgekehrt! das wissen und erfahren wir alle.

Aber was erfahren und erleben wir da?

Insofern ich als Theatermann und –autor zu Ihnen spreche, also aus der Nähe zu Künstlern und zur Kunst, nicht wissenschaftlich, nicht akademisch, will ich versuchen, den Vorhang wegzuziehen und Ihnen, uns! einen direkten Zugang zu solchen Erfahrungen zu verschaffen – naturgemäß bei diesem Anlass mittels der Sprache, der Dichtung also.

Hugo von Hofmannsthal, Erbe der klassisch-romantischen Tradition, zugleich Neuerer, sensibel bis zur Schmerzhaftigkeit, führt uns ein:

Der Dichter hat wo anders seinen Weg,  
Und mit den Augen der Meduse schauend  
Sieht er das umgelegene fahle Feld  
sogleich entrückt und weiß nicht, wie es ist,  
Und fügt es andern solchen Orten zu,

Wo seine Seele, wie ein Kind verstellt,  
Ein Dasein hat von keiner sichern Frist  
In Adlersluft und abgestorbner Ruh.

Beinahe eine Idylle, aber verstellt und verstörend ist sie, ein Friedhofsidyll; schlimmer noch: Wenn Sie sich daran erinnern, dass der Blick der Medusa alles, was sie ansah, und jeden, den sie anblickte, in Stein verwandelte, dann merken Sie, dass Sie in eine Steinwüste spähen, eine Ruinenlandschaft. Die Tradition ist tot, nur der Schrecken des Lebens geht an „anderen solchen Orten“ weiter, an toten Orten.

Das war am Ende des 19. Jahrhunderts gesagt, wenige Jahre bevor die Adler auf den Fahnen und Standarten der Nationen im Weltkrieg flatterten und zerfetzt wurden, und die Ruhe nun selbst endgültig abstarb. Was danach kommen, und wie es weiter gehen sollte, wußte der Dichter inmitten seiner schönen Worte, wenn er ehrlich sein wollte, nicht zu sagen.

Jetzt bitte festhalten: Der Prolog ist zu Ende, ich mache mit Ihnen einen Sprung in die Gegenwart und stelle Ihnen ein Gedicht mit dem Titel „Kunst in der Stadt“ vor. Es ist derselbe Titel, den ich für meine Ausführungen gewählt habe, und ich muss vorausschicken, dass er keinen Gegensatz Stadt-Land zum Thema hat. Karl Marx hat zwar ganz zu Recht von der „Idiotie des Landlebens“ gesprochen, aber er wusste noch nicht, dass es damit bald vorbei sein würde. Er konnte die umstürzendste und revolutionärste Erfindung seiner Zeit nicht vorhersehen, die übrigens alles, was er sonst vorhersehen zu können glaubte, zunichte machte, einschließlich der sozialistischen Weltrevolution: die Erfindung des Verbrennungsmotors. Immer enger geknüpft Straßennetze hoben die Isolation der Dörfer und Weiler auf. Die Elektrizität, per Generator noch im einsamsten Blockhaus zu erzeugen, erlaubt die immer engere Kommunikation, erlaubt das Telefonieren, das Surfen im Internet, die weltweite Vernetzung. Schon ist vom „globalen Dorf“ die Rede, so als hätte die „Idiotie des Landlebens“ auch die Metropolen verschlungen. Dem ist nicht so. Mag das Leben in den Städten heute oft noch so „idiotisch“ sein, es hat das Leben auf dem Lande vollständig aufgesogen, verdaut und ausgeschieden – ein nicht umkehrbarer Prozess, außer um den Preis der großen Katastrophe. Die freilich unendlich viele kleinere Artgenossen hat. Die Kunst jedoch, von der wir sprechen, ist in jedem Fall:

Kunst in der Stadt

Die Angst entbrennt. Die Körperfresser jagen  
am Bahndamm auf und ab, wo Gras und Kraut,  
Brombeer und saurer Apfel Hecke bilden.  
Und sind nicht stark genug! Wie scheußlich mischt  
die Hausfassade Ziegel, rußverwaschen,  
mit grauem Stuck: Einfüßige Löwen da  
zerbeißen einen Ring aus Zelluloid.

So grau der Himmel ist, so grau ist das  
Geschwätz im grauen Zimmer. Jeder redet  
mit dem Gefühl, daß, was er sagt, verhallt  
wie nicht gesagt. Der nächste sagt das Selb  
zur selben Zeit. Auch sie bleicht unerhört  
in Ewigkeit, von der zwei fette Putti  
wie Krüppelkinder an der Decke zeugen.

Da kommt auf hohen Sohlen, feingebeint,  
mit schwarzem Haar und schwarzer Feder spitz  
die Kolumnistin, spießt Blondinen auf,  
die ohne diese Spiegelgier der Augen  
wie ausgelaugt zu staubigen Larven taugen,  
und würden andern Tages abgesaugt.  
Nun staksen sie und stechen, süß wie Gift.

Da kommt der Schweißfuß und der Onanist,  
der Maulheld kommt und der Gewohnheitslügner,  
der Pfennigdieb, der Zinsfußspekulant,  
der Lippenlecker, der den Afterkuß  
schon schmatzend vorschmeckt. Saus und Braus rotiert  
durch alle Räume, daß die Betonburg  
von gegenüber Echo geben muß.

Und dem entgeht, wer um der Stille willen  
ins Gotteshaus tritt. Schon herrscht Dämmerung.  
Der goldene Altar scheint hochzuschweben  
zum Himmel hoch, wo alle Heiligen  
wie Herren sitzen, die kein Unrecht tun  
und nie ein Wasser trüben, destilliert  
aus den Gebeten, Hymnen und Geboten.

Da kommt die Unruh, ächzend, nicht zur Ruh,  
stiehlt sich hinweg, hinaus ins Obdachlos,  
wo schon ein Bettler sitzt mit Schlag und Stoß  
und blindem Blick nach oben; nur sein Ohr

verrät ihm, ob ein größeres Geldstück fällt,  
das er dem Napf entnimmt und wegsteckt. Keiner  
soll glauben, betteln bessere eine Welt.

Zurück! Kunst ist verheißen, und Musik  
von Geige und Gitarre seufzet süß.  
Der Dichter liest Gedichte, innen rot,  
nach außen kehrend, was im Herzen stockt.  
Draußen heult eine Hupe, drinnen Hiob,  
der noch auf seinem Abfallhaufen hockt,  
kein Wetter ändert, keinen Hund vorlockt.

Wir sind, wie versprochen, in der Gegenwart angekommen, etwas  
wackelig vielleicht und wahrscheinlich auch etwas verunsichert.  
Immerhin: an die Stelle des Totenorts und der Friedhofsruhe ist das  
Abseits getreten, der Bahndamm mit seinen Verwilderungen mitten in  
der Stadt: Unterholz, das sich breit macht, Unterseite und Unterfutter  
der Urbanität. Da brennt die Angst, die monströse Fantasien und  
absurde Ungeheuer gebiert, genau wie die abgefackten und geldgeilen  
Traumfabriken von Hollywood, Bollywood, Babelsberg und sonstwo:  
„Körperfresser“, die eigentlich Seelenfresser sind. Hier jagen sie, am  
abgelegenen, kaum wahrgenommenen Ort, der doch überall präsent  
und voller Gefahren ist: am Ort der Kunst.  
Ich glaube, meine Damen und Herrn, dass es da, wenn nicht ums  
Leben, doch um etwas Wichtiges geht.

Die Tradition, bei Hofmannsthal noch vorhanden, wenn auch  
versteint, ist grau und scheußlich geworden, in Auflösung begriffen,  
bruchstückhaft, und die Bruchstücke passen nicht zusammen. Wer  
hätte Löwen gesehen, die Zelluloidringe zerbeißen? Zeit und Ewigkeit  
sind getrennt, gegenseitig unerhört; sie kommunizieren nicht. Das  
Zeitliche ist grau; was gesagt wird, kann dies nicht aufhellen und –  
genau besehen – nicht schönfärben. Das Zeitlose ist gedeckelt, fixiert,  
verkommen und verkrüppelt. Ein Rezensent hat das Gedicht  
„schonungslos“ genannt, und ich glaube, er hat Recht.

Desto klarer und schärfer umrissen treten jetzt die Akteure am Ort der  
Kunst auf: die Meinungsmacher, die Geltungssüchtigen, die  
aufgetakelten Mitläufer, die Ohrenbläser, Angeber, Schmeichler,  
Speichellecker, Arschkriecher, Spekulanten, Egozentriker. Die

sonderbare Vernissage läuft „volle Pulle“ und in „Saus und Braus“. Der Bahndamm und die Angst scheinen vergessen. Gegenüber taucht die Betonburg auf: ein Bürohochhaus, eine Bank, ein Versicherungsgebäude. Obwohl die Kunst, mit Angst und Eitelkeit vermischt, im Abseits residiert, gibt es im Betrieb und Gemache (im Geschäft ist anzunehmen) eine echo- und zwanghafte Korrespondenz.

Dagegen die Stille am ganz anderen und dritten Ort: im Gotteshaus. Der Altar, die Heiligenfiguren scheinen als sakrale Kunst. Aber ihr haftet etwas Bedrohliches an. Sie ist Zeichen der Herrschaft. Dem Gebet, das vielleicht um Gnade fleht, antwortet das Gebot. Der Goldglanz schimmert noch im Zwielflicht als ein reicher, unberührbarer, wohl auch geldwerter Schatz. Die Stille fruchtet nicht; die Unruhe im Dickicht der Städte bleibt, ächzt ruhelos. Selbst ohne Kirche, Kloster und Institution, im gänzlich Obdachlosen haben die Seligpreisungen des Neuen Testaments anscheinend ihre Gültigkeit verloren. „Selig sind, die da arm sind...“ – das gilt nicht. Lieber hört das Ohr auf den Metallklang der Münze. Der Rat des Rabbi: „Gib alles, was du hast, den Armen!“, dem reichen Jüngling gesagt, erhält zur Antwort, betteln bessere keine Welt.

Also kehrt das Gedicht, und wir mit ihm, zurück zur Kunst, die, im Abseits zwar, aber doch im Ganzen der Stadt als einem Geflecht kommunizierender Röhren, verheißend ist, trotz allem Verheißung ist. Musik erklingt, auch sie, wie so oft, wie in Kafkas „Verwandlung“, wenn der verwesende Käfer sich dem Geigespiel der Schwester entgegenstreckt, ein klingender Vorschein möglicher Erlösung, schon jetzt süß dem Ohr. Innen und Außen sollen sich versöhnen in dem, was der Dichter sagt, im Schmerz der Blutfarbe Rot, im Zur-Sprache-Bringen des eigentlich verstockten Herzens. Das will nicht gelingen. Draußen gellt die Hupe, Signal der Regel und der Gewalt. Der Dichter drinnen, noch immer als Stellvertreter des Künstlers zu denken, trägt schlagartig eine andere Identität: Er ist zu Hiob geworden, einer Figur Jahrtausende alter Fiktion. Ihn zu prüfen, so berichtet das Buch Hiob in der Bibel, hat Gott dem Teufel Vollmacht gegeben, wie später über den Faust Goethes. Der Widersacher nimmt Hiob alles und jedes und schlägt ihn zuletzt mit Aussatz. Da hockt er schlußendlich auf dem Abfall und schabt seine Schwären. Seine Klage und sein Geheul locken keinen Hund hinter dem Ofen vor.

Das Gedicht schließt hier und zwar sozusagen mit Nachdruck, nämlich mit dreifachem Reim. Das Licht erlischt, der Vorhang geht zu.

Ihnen, dem Publikum, meine Damen und Herrn, das unbedingt die Künstlerinnen und Künstler, die Berufenen und die Auserwählten einschließt, bleiben jetzt Einschätzung und Reflexion dieser „Kunst in der Stadt“ überlassen. Aber vielleicht sollte ich lieber sagen: anheim gegeben. „Schonungslos“ nannte der eine Rezensent das Gedicht – wie schon gesagt. Ein anderer meint, es sei für „mündige Leser“. Das sind Sie: mündige Zuhörer! auch wenn ich Ihnen, die Gelegenheit nutzend, quasi Zwang angetan habe. Jetzt sind Sie frei, frei für den Fortgang und frei für die Bestimmung von Kunst, für die Wahl ihres Standpunkts an so vielen disparaten Orten des urbanen Lebens. Sie haben die Freiheit, sich umzusehen. Daher meine Aufforderung: Haben Sie auch den Mut zu wissen, genau zu sein, klar zu sein, der Todesruhe und Versteinerung zu widerstehen und den Mut, die Körperfresser nicht zu fürchten, auch nicht die weitaus schlimmeren, die Seelenfresser.

Die heutige Gelegenheit, die Verleihung der Förderpreise der Piepenbrock Kulturstiftung, erscheint mir deshalb für meine Perspektive und für meine Aufforderung passend, weil, so fass ich es auf, Sie, die Lehrenden, die Studierenden, die Meister und Schüler, die Konstituierenden der Universität und die Bürger der Stadt Osnabrück heute ein Mal mehr mündig gesprochen werden. Nein, falsch! meine Damen und Herrn. Sie selbst tun den Schritt, womit Sie sich mündig erklären. Womit Sie Verantwortung übernehmen für sich, für die Stellung der Kunst, für die Stadt: Ihrem Gewissen folgend. –

Dies, hat mir mein Freund Rainer Hagl gesagt, soll ich ganz leise sagen. Das tu ich: Ihrem Gewissen folgend.  
Und damit ist, was ich sagen wollte, zu Ende. Ich danke Ihnen.